Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 21

Artikel: Das Gemswild
Autor: Hauser, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575412

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Gemswild.

Von **F. Hauser**, Näfels.

Nicht minder als durch den Genuß der Fernsicht von einer hochragenden Spitze aus, oder durch das Sammeln der herrlichen, in ihrem zauberhaften Reize zu den verwegensten Klettereien verlockenden Alpenblumen, womit der Wanderer, als liebliche Trophäen seiner bergsportlichen Leistungen, Hut und Bergstock schmückt, sieht der Besucher der Hochalpen freudig seine Mühen und Anstrengungen belohnt, wenn eine gütige Fügung ihm einen Blick in das interessante Leben und Treiben der höheren Tierformen des Hochgebirges gestattet — zumal, wenn ihm die Beobachtung von deren schönstem und edelstem Gliede, der durch Dichtung und Sage verherrlichten Gemse glückt. Gewährt schon der Anblick jedes freien Tieres überhaupt einen eigentümlichen Reiz, einen um so tieferen und erfreulicheren Eindruck macht es auf uns, wenn so kluges, vorsichtiges und scheues Wild wie die prächtig gestaltete Alpenantilope, deren körperliche Veranlagung sie zum Aufenthalte in Gebieten befähigt, wo sich kein anderer Vierfüßler mehr zu halten vermag, ungehindert und ungestört vor unserm Aug ihr Wesen treibt.

Wie manch andere Wildart scheint auch die Gemse weniger aus freiem Antrieb, als infolge steter Verfolgung und Beunruhigung die Zone zu ihrem Aufenthalt erwählt zu haben, welche sie heute in den meisten Schweizergebirgen innehält. Da, wo der Mensch sie schont und schützt, wie in den Alpen-Revieren wohlhabender Jagdliebhaber der österreichischen Kronländer und in unseren Freibergen, bewohnt sie mit entschiedener Vorliebe zu allen Jahreszeiten die Wälder der oberen Berg- und der Alpenregion und nur eine geringe Zahl nimmt in den unwirtlichen Höhen oberhalb der Holzwuchsgrenze Stand für längere Zeit. Bei drohenden Unwettern und vor Schneefall suchen übrigens auch diese „Grattiere", wie der Jäger sie im Unterschiede zu den „Waldtieren" benennt, den Holzgürtel auf und flüchten unter das schirmende Geäst der gewaltigen Wettertannen, oder in das Trosdickicht, kehren jedoch, sobald die Witterung es gestattet, wieder zu den einsamen Flüen, Rasenbändern und Felslabyrinthen, in die Nachbarschaft der Firne und Gletscher zurück. Im Sommer findet man das Gemswild mehr auf der Schattenseite, im Winter mehr auf der sonnigen Süd- und Ostseite des Gebirges.

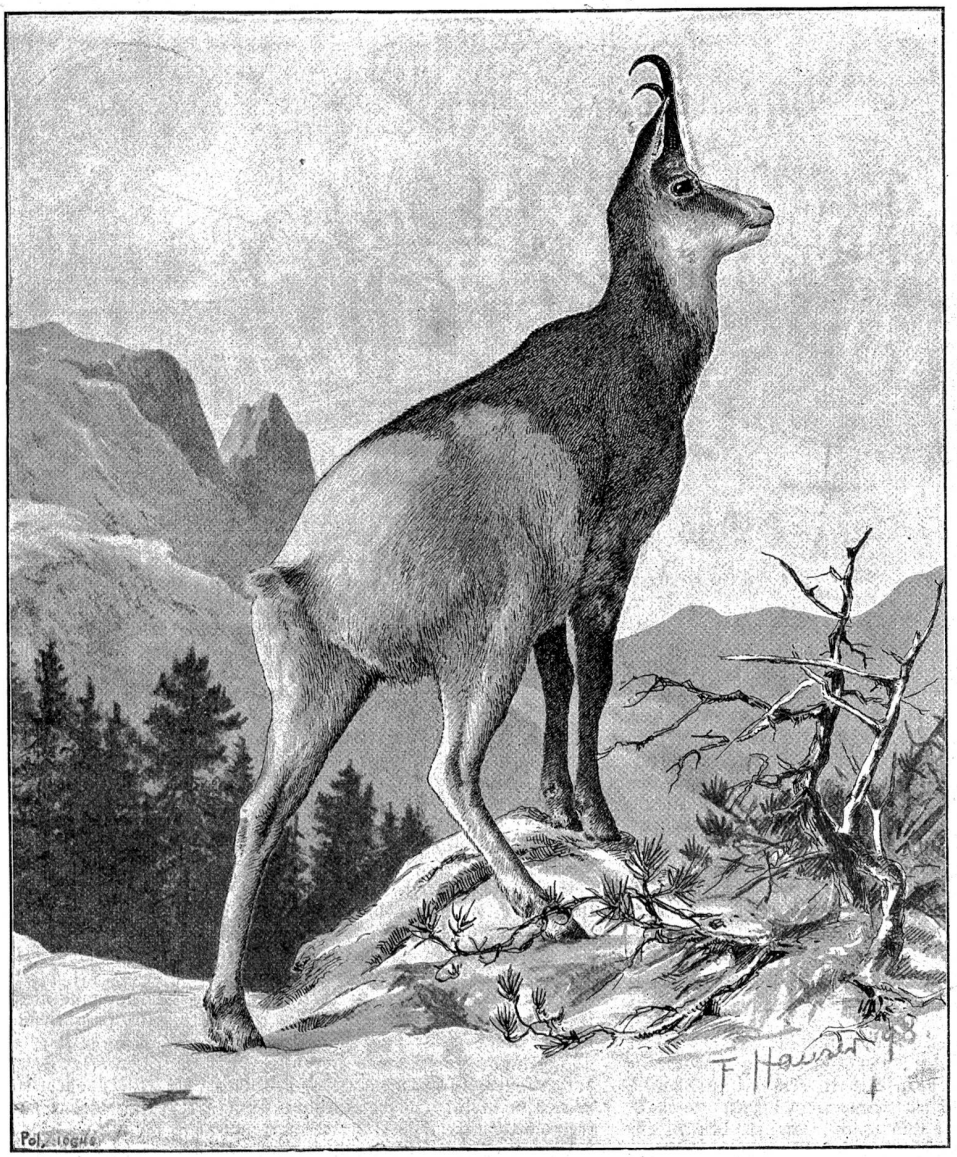
Die allgemeinen, charakteristischen Eigenschaften der Antilopen sind bei unserer Felsenziege ganz besonders scharf ausgeprägt. Gleich allen anderen größeren Arten dieser Unterfamilie der Horntiere liebt die Gemse in hohem Maße ein geselliges Leben, schlägt sich in kleinere und größere, bis zu 60 und 70 Stücken zählende Rudel und teilt mit ihren Genossen friedlich und verträglich, ohne Mißgunst, ohne Zank, den Weid- und Ruheplatz.

Jeder Trupp hält seinen eigenen Führer und Wächter. Diese Rollen fallen zumeist einem starken, alten, weiblichen Tiere, der sogenannten „Vorgeiß" zu. Während die übrigen, zumal die sorglosen jüngeren Glieder, ruhig äsen, nach Ziegenart neugierig und naschhaft sich bald dahin, bald dorthin wendend und neckend, stoßend und jagend ihre munteren, lustigen Spiele treiben, vergißt das Leittier seine Pflicht für keinen Augenblick. Es grast gewöhnlich etwas abseits, an erhöhtem Ort und wittert und späht fortwährend nach allen Richtungen hin. Bei drohender Gefahr warnt es durch einen scharfen, lauten, dem Schrei des Bussards sehr ähnlichen Pfiff.

Am frühen Morgen warmer, heller Sommertage, nach Verlassen des Nachtquartieres, zieht die Gemse bergabwärts auf stille Bergwiesen, Alptriften, oder Heuplanken zur Weide. Hat sie sich an den saftigen, würzigen Gräsern und Kräutern gesättigt, so ruht sie den Vormittag über an sicherem, am liebsten an freien Ausblick gewährendem Ort. In den Mittagstunden äst sie langsam wieder bergauf, um den Nachmittag an den schattigen Hängen hochgelegener Hörner und Felskuppen, in der kühlen Höhe von Schnee und Eis, oft direkt auf den Firn gelagert, zu verträumen. Zur Abendatzung steigt sie nochmals in tiefere Lagen, bis die einbrechende Dämmerung sie zur Ruhe weist und sie sich auf das, je nach Witterung und Stand des Tieres, zwischen Steinblöcken, unter Felsvorsprüngen, Grotten, einzeln stehendem Nadelholz oder im Walde befindliche Lager einthut. Dem Salzgenuß fröhnt das Gemswild mit gleicher Leidenschaft wie das Rotwild. Salzhaltige Kalkfelsen, sogenannte „Sulzen", oder „Suken", besucht es aus stundenweiter Entfernung, zumal wenn sie nahe am Wasser gelegen sind, und in manchem Reviere ist die Ansiedelung des anziehenden Tieres lediglich dem Vorhandensein einer derartigen Ausschwitzung des Gesteins zu verdanken. Den Sommer über kann sich die Gemse reichlichster Atzung freuen und findet, trotz ihrer wählerischen Natur, in den zahlreichen Kräutern, Gräsern, Strauchtrieben und Knospen sorglos und in Ueberfülle ihren Unterhalt. Wie ich vielfach beobachtete, verrät sie die Anwesenheit im Walde durch Abreißen einer gewissen, häufigen Lattichart, davon sie nur den obersten Teil des Blattstengels nimmt, das Blatt selbst aber unberührt läßt. Macht der Winter in all seiner unerbittlichen, vernichtenden Strenge, wie er sich im Hochgebirge einstellt, seine Rechte geltend, dann ist es um die Gemse so traurig wie um alles andere alpine Wild bestellt. Zu solcher Zeit gilt das dürre, strohartig zähe Heu, das hier und dort unter dem schützenden Geäst des Nadelholzes noch zu erreichen ist, als Leckerbissen. Zur Not muß sich das frierende, hungernde Tier*) mit Rinde, Moos, Tannreisern und Flechten begnügen.

Neben Lawinen und fallendem Gestein, die jährlich unter dem Gemswild namhafte Opfer fordern, gefährdet sie, soweit unsere Schweizeralpen in Betracht fallen, beim Sommeraufenthalt auf den frei gelegenen Weidplätzen der oberen Alpen- und

*) In den Alpengegenden ist „Tier" die landläufige Bezeichnung für Gemse.



Gemse (Antilope rupicapra), **teilweise Albino**, auf Alp Schlawiz bei Grabs erlegt. Originalzeichnung v. F. Hauser, Näfels.

der Schneeregion der Steinadler und, zur Winterzeit, weiß sich in einzelnen Waldungen der Bündner Alpen wohl noch Meister Petz des einen oder anderen Stückes zu bemächtigen. Der gefährlichste und furchtbarste Feind der Gemse ist aber der Mensch.

Wie einstens zu Kaiser Maximilians Zeiten gilt heute die Gemsjagd als fürstliches Vergnügen und wird in den Ostalpen, in Oberbayern, Steiermark, Kärnten u. s. w. von den höchststehenden Edeln geübt. In der Schweiz, wo der Gemsstand durchschnittlich ein recht spärlicher ist, rekrutieren sich die eigentlichen Gemsjäger aus den minder bemittelten Klassen, und vorab sind es die im Gebirge wohl bewanderten Aelpler, Bauern und Wildheuer, welche dem gefährlichen und beschwerlichen Weidwerk fröhnen, dazu sie in gleichem Grade Leidenschaft und Gewinnsucht treibt. Erfolg oder Nichterfolg hängen hier von so mannigfachen Umständen ab, daß alle Eigenschaften eines sicheren Schützen mit der zähen Ausdauer, Kraft und dem besonnenen, kaltblütigen Wagemute des verwegensten Hochtouristen, sowie eine feine Beobachtungs- und Berechnungsgabe in einer Person sich zu vereinigen haben, wenn nicht allein der blinde Zufall das Jagdergebnis bestimmen soll. Der Sonntagsjäger taugt zur Gemsjagd nicht.

Gewöhnlich ziehen einige vertraute Männer, mit der alltäglichen, in den Bergen gebräuchlichen, warmen, in der Färbung möglichst unauffälligen Kleidung, schweren, benagelten Schuhen, einem Bergstock, Fußeisen, einem Fernrohr, der Büchse und dem den kargen, einfachen Proviant, ein längeres, festes Seil, Munition und diverse zur Reinigung der Schußwaffe dienliche Requisiten enthaltenden Rucksack ausgerüstet, kameradschaftlich zusammen ins Gebirg. Dort wird eine günstig gelegene, wo möglich von Aelplern bezogene Sennhütte zum Standquartier erwählt, wo, während der Jagddauer, allabendlich zugekehrt wird und der für den Tag entbehrliche Proviant aufbewahrt bleibt. Der „Birgsmann" ist in der Alphütte ein gern gesehener Gast. Brüderlich teilt der Senn mit ihm Lager, Decke und Kochgeschirr und was er sonst an Lebensmitteln u. s. w. entbehren kann.

Indem das Gemswild sehr oft freiwillig den Stand wechselt und in seinem scheuen, flüchtigen Wesen in geringfügigen Störungen schon Anlaß zum Beziehen eines anderen Platzes nimmt, so ist der Aufenthalt der Tiere nicht immer bei Antritt der Jagd bekannt, sondern muß oft erst auf recht sauren, mühsamen, unter Umständen mehrere Tage dauernden Streifzügen über Alpen, Gräte, Hörner, Gletscher, bald bergauf, bald bergab, durch graufige Schluchten, dicht verschlungene und verworrene Legföhrenbestände und mannshoch mit Unkraut durchwucherte, steile, wilde Hochwälder ermittelt werden.

Setzen wir den Fall, es sei, mit Hilfe des Fernrohres, die Entdeckung eines ruhig auf einem Felsband grasenden Rudels geglückt.

Der Jäger vermeidet nun jedes unnötige Geräusch, deckt sich hinter Steinen und Holz und berät mit gedämpfter Stimme, unablässig nach dem Rudel, nach jeder Bewegung jedes Stückes spähend, die Jagd. Gleichviel in welcher Weise solche geschieht, ob der Einzelne die Tiere anzupirschen sucht, oder, wo mehrere gemeinschaftliche Sache machen, eine Treibjagd arrangiert wird, ist vor allem dem Winde Rechnung zu tragen und stets als Erstes und Wichtigstes zu beachten: das Wild vor dem Wind zu behalten. Die Gemse wittert ausgezeichnet; ein leiser Luftzug verrät ihr den Menschen schon auf mehrere hundert Meter Entfernung. Bei Feststellung der Windrichtung sind die in gewissen Gebirgsteilen, je nach der Tageszeit und der Witterung herrschenden lokalen Luftströmungen wohl in Betracht zu ziehen. Der tüchtige, erfahrene Jäger kennt diese so gut wie jeden Wechsel, jeden Weg der Gemse. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit weiß er, welches Band, welches Kamin, welchen Felskopf sie in diesem oder jenem Falle passiert und wo er den Tieren mit dem tödlichen Geschoß aufzulauern hat.

Kennen die Jagdteilnehmer, deren eine die Schußplätze zu versehen, die übrigen als Treiber zu figurieren haben, ihre Aufgabe und ist man genau über den Beginn des Triebes ver-

ständigt, so macht sich jeder so still und dem scharfen Auge der wachsamen Tiere so verborgen als möglich auf seinen Weg, der häufig stundenweit über die unwegsamsten Gebiete führt.

Am Bestimmungsorte angelangt sucht der Schütze einen bequemen, zum Auflegen der Büchse geeigneten Platz. Er weiß, von welcher Seite das Wild zu erwarten ist und richtet sich darnach ein.

Ist etwelche Aussicht vorhanden, den Tieren in Schußnähe anzukommen, ohne sie aus der gewünschten Fluchtrichtung zu versprengen, so sucht auch der Treiber, der oft einen ganzen Gebirgsstock umgehen muß, um den Tieren den Rückzug abzuschneiden, etwa von einem Grat herab, oder unter Deckung von Felsvorsprüngen, einen wirksamen Schuß auf einen der braunrötlichen Pelzröcke abzufeuern. Ist hierzu aber die Möglichkeit nicht vorhanden, so geht er langsam, absichtlich mit den Schuhen und dem Bergstock laut klappernd, jauchzend und pfeifend direkt gegen die Tiere vor, sucht solche auch durch Anrollen von Steinen, Gletscherstücken und durch Schreckschüsse von über oder unter ihm gelegenen Klippen und Gesimsen nach den Schußplätzen hin zu jagen. Bei manchem Triebe werden an den Jäger im Ersteigen und Erklettern der grausigsten Felswände, im Begehen der stetsfort durch Steinschlag, abstürzende Schnee- und Gletschermassen gefährdeten Runsen und Lawinenzüge und nasser, morscher Felsgesimse und fast senkrechter, schlüpfriger Grasplanken, die auf lange Strecken hin kaum dem halben Fuße festen Stand gewähren, die verwegensten und gefährlichsten Forderungen gestellt und wer zu solchen Märschen, wo der Tod in hundert Gestalten bei jedem Schritte, in jedem Augenblick uns umlauert, nicht Kopf und Herz am rechten Flecken hat, den müßte, als bloßer Zuschauer schon, heimliches Grauen befallen.

Ihre volle Schönheit entwickelt die Gemse erst zu Zeiten drohender Gefahr. Ruhig grasend macht sie, wie die gefangenen Exemplare der zoologischen Gärten und Tierparks, einen wenig imponierenden Eindruck, steht schlaff und lau umher. Wie es aber (im Freileben) Flucht und Rettung gilt, da richtet sich die schlanke, zierliche und doch so markige und kraftvolle Gestalt hoch auf; alle Muskeln, alle Sinne des Tieres stehen in höchster Spannung. Es reckt den schönen Kopf mit den nach vorn gestellten Lauschern und der schnuppernden Nase weit vor, und rastlos späht das große, glänzende Auge nach dem mutmaßlichen Feind.

Deutlicher, lauter wird der Treiberlärm vernehmlich. Die Tiere rennen durcheinander wie toll; unschlüssig, unklar nach welcher Seite die Flucht zu nehmen. Jetzt wittert das Leittier; prasselnd, polternd, stieben Geröll und Erde unter dem Schlag des harten Klauenrandes zur Tiefe; in wildem Galopp flieht das Rudel in der Richtung der Schußplätze dahin, flieht ins Verderben.

Die Tiere gelangen zu einer Runs. Vorsichtig, behutsam steigt Stück nach Stück in die steile, schiefrige Böschung ein, den jenseitigen Hang wieder hinauf. Gewohnheitsgemäß sichert das Leittier, als vorderstes, oben angekommen, erst einen Moment, bevor es des Weges weiter springt. Der Bock, der hinter ihm folgt, stellt sich gleichfalls einen Augenblick. Da kracht aus verborgenem Hinterhalt ein Schuß — gleichzeitig macht der Bock einen riesigen Satz in die Luft — und steht, einige Sekunden später, auf einem 50 Meter tiefer gelegenen Band, blutend, regungslos, im weichen, kalten Schnee. Das übrige Rudel jagt, in rasendem Tempo, erst zurück, dann nach oben. Doch gibt's auch dort keinen Ausweg. Im Rücken, vorn, zur Seite, dampft's und knallt's, daß von Berg zu Berg wie Donnergrollen das Echo rollt . . . In solch mißlicher Lage rettet die Gemse einzig ihre Geistesgegenwart. Jetzt kennt sie kein Hindernis mehr; nichts hält sie zurück: in fliegenden Sätzen setzt sie die eingeschlagene Richtung fort, neben, über den Jäger dahin und, auf schmalem Bande, hat letzterer sich wohl ans Gestein zu drücken, um vor dem verzweifelnden Flüchtling nicht überrannt und in die Tiefe gestoßen zu werden.

So gehetzt und geängstigt leistet die Gemse im Klettern und Springen Fabelhaftes. Sie überspringt Klüfte von 6—7 Meter Breite und schnellt sich mit einem Sprunge auf einen 3—4 Meter höher gelegenen Absatz. Jede kleinste Ritze, jeder fingerbreite Vorsprung bietet ihrem Fuße festen, sicheren Stand, und drängt und jagt ein Trupp in scheinbar noch so kopfloser Hast auf den schmalsten, morschesten Gesimsen dahin, keine glitscht, keine stürzt. Erfordert die Not einen Sprung in die Tiefe, dann biegt sie sich möglichst hintenüber, legt den Hals auf den Rücken zurück, damit das Körpergewicht möglichst auf die Hinterfüße fällt und stemmt und klemmt mit diesen gegen den Fels, wodurch die Wucht des Falles wesentlich gehemmt wird. Ein Sturz in Tiefen von 10—15 Meter wagt sie ohne langes Zögern, und es sind Fälle verbürgt, wo Gemsen nach grausiger Fahrt über gegen 100 Meter hohe Felsen, unbeschädigt, mit heiler Haut, wieder ihres Weges zogen.

Wie durch Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer zeichnet sich die Gemse weiter durch ein äußerst zähes Leben aus. Trotz schwerster Verwundungen flieht sie noch so rasch und behend durch die schwierigsten Pfade, als hätte die Kugel sie weit gefehlt. Sie bricht dann plötzlich zusammen oder sucht endlich, todesmatt, einen verborgenen Winkel im Gestrüpp oder Gestein als Sterbebett. Ein zerschossenes Bein hindert sie kaum, mit ihren Genossen Schritt zu halten und gar oft kann sich der Jäger erst nach langem Verfolgen und Suchen, erst nach denkbar ungemütlichster Kletterarbeit, mittelst eines zweiten Schusses die Beute sichern. Auch das Einbringen der im Feuer verendeten Stücke ist zuweilen an Umstände geknüpft, die gar manchen veranlassen könnten, das herrliche Wild dem hungrigen, befiederten Raubgesindel preiszugeben.

Die erlegte Gemse wird da, wo sie gerade liegt, oder an der nächsten passenden Stelle, ausgeweidet, d. h.: es werden Magen und Gedärm und auch das allfällige in der Bauchhöhle sich angesammelte Blut entfernt. Das reichliche Fett des Netzes wickelt der Jäger in ein Tuch, um es zu Hause, als in den Alpengegenden begehrtes Heilmittel für offene Wunden, zu nutzen. Die Vorderfüße und ein Hörnchen des Tieres werden an dessen Hinterschenkel zurückgebunden und so die stattliche Beute, über die Stirn gehängt, auf die Schultern geladen. Bei dieser Transportmethode behält der Träger die Hände frei, was ihm bei der recht beträchtlichen Last — ein Gemsbock kann ein Gewicht von 60—80, eine große Gemsgeiß von 40—55 Pfund erreichen — und bei dem zurückzulegenden Wege, wohl zu statten kommt. Zuweilen trifft es dem Jäger, zwei Stücke auf einmal fort zu schleppen und zwar erst stundenweit die abschüssigsten und steilsten Halden bergauf, ehe er zu der Alphütte oder direkt ins Thal niedersteigen kann.

Einem flinken, besonnenen und sicheren Schützen kann es bei einer Treibjagd gelingen, drei, vier und mehr Gemsen vom gleichen Stand aus und unmittelbar nacheinander, oder, wie mir mehrere solcher Fälle bekannt sind, gleich mit einem Schusse zwei Stück zur Strecke zu bringen. Die reichste Beute wird in der Regel gemacht, wo es gelingt, die Tiere auf einen sogenannten „Treibstock", eine „Gemsenklemme" zu sprengen, einen Ort, wo den Tieren jeglicher Ausweg abgeschnitten werden kann.

Ungleich häufiger aber als der Gemsjäger sich solch glücklicher Tage erfreuen kann, machen der Nebel, wechselnder Wind, plötzlich eintretende Unwetter, Schneegestöber und hundert andere unerwünschte Faktoren seine schön erdachten Pläne zu Nichte und lohnen mit größten Entbehrungen und Strapazen seine Leidenschaft. In den Naturgewalten droht dem Birgsmann ein tückischer, übermächtiger Feind. Gegen diesen, zum Kampf gefordert, bleibt der Sieg nicht immer Menschenklugheit und Menschenmut; manch kühnes Jägerherz verlor den hohen Einsatz beim verwegenen Spiel — zerschmetterte im Abgrund, oder verschwand in gähnendem Gletscherschlund.

Wo das Gemswild gehegt wird, vermehrt es sich sehr rasch. Seine Brunst dauert von Mitte November bis Anfang Dezember. Zu dieser Zeit schließen sich die alten, den übrigen Teil des Jahres einsiedlerisch in den Wäldern lebenden Böcke zum Rudel, vertreiben in höchster Erregung und Eifersucht die jüngeren, schwächeren Rivalen und leisten gegenseitig sich heftige Kämpfe. Ende Mai, oder Anfang Juni bringt die Geiß, je nach ihrem Alter, die jüngeren Tiere eines, die älteren zwei, selten drei allerliebste Zicklein zur Welt, welche die Mutter in ihrem ersten halben Lebensjahre mit größter Liebe und Zärtlichkeit pflegt und mutig gegen Angriffe der sie gefährdenden Raubtiere schützt und verteidigt. Mit drei Jahren haben die Nachkommen die jedem Leser hinlänglich bekannte Gestalt und Größe der Alten erlangt.

Mißbildungen des Gehörns sind beim Gemswild viel seltener als beim Reh und meist auf eine Verletzung der Krickeln zurückzuführen. Ebenso zählen Abnormitäten in der Färbung zu den höchsten Raritäten, zumal Albinos. Ein teilweiser solcher, eine stattliche Geiß, wurde 1894 auf der Alp Schlawix bei Grabs (Kanton Graubünden) erlegt und befindet sich gegenwärtig in der zoologischen Sammlung des Museums in St. Gallen.